

**ROSALIND
BROWN**

ÜBUNG

**ROSALIND
BROWN**

ÜBUNG

ROMAN

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

Blessing

Das Buch erscheint unter dem Titel PRACTICE
bei Weidenfeld & Nicolsen / The Orion Publishing Group, London

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Zitiert wird aus:

John Keats: »Ode an die Nachtigall«, in: *Englische und amerikanische
Dichtung 2. Von Dryden bis Tennyson*. C.H. Beck, München 2000, S. 315.

John Keats: »An den Herbst«, s.o., S. 319.

William Shakespeare: *Die Sonette*. Englisch und in ausgewählten
deutschen Übersetzungen. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9729,
Ditzingen 1974 (2014).

Virginia Woolf: *Tagebücher 3*. Fischer Verlag,
Frankfurt a. M. 1999, S. 440.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage, 2024

Copyright © 2024 by Rosalind Brown
und Karl Blessing Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Friederike Arnold

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagabbildung: Originalübernahme © Alex Merto

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-754-9

www.blessing-verlag.de

Für meine Eltern

Die enge Zelle stört die Nonne nicht,
dem Eremit die Klausur wohl gar tut,
auch in des Türmers Stub' studiert's sich gut,
und glücklich ist, wer webt und Kränze flicht
in seiner Kammer. Hoch steigt auf ins Licht
die Biene, die des Fjälles Blüten sucht,
doch immerfort summt's hier im Fingerhut:
Ja, das Gefängnis, das erwählt' man sich,
wenn frei man wählte, kein Gefängnis ist!
Erholung war es mir, wenn ich mich band
an des Sonetts bescheidnes Stückchen Land.
Die lob ich mir, die fühlend das Gewicht
von zuviel Freiheit, kurz mal trösten sich
durch ein Sonett, ach oft so Trost ich fand!

William Wordsworth

(übertragen von Dietrich H. Fischer)

Oxford
2009

Der Wecker klingelt.

Eine kleine Spinne in der dunklen Zimmerecke könnte sehen, wie sie sich im Bett bewegt und dann langsam und klaglos eine Hand auf den Wecker legt. Er verstummt.

Sie stößt ein leises, kehliges Grunzen aus. Tastet vorsichtig nach dem Lampenschalter und drückt darauf. Als das Licht angeht, zucken alle Gegenstände im Zimmer zusammen, als wäre es nicht fast jeden Morgen dasselbe, sechsmal pro Woche.

Sie setzt sich auf, greift nach dem Wasserglas und trinkt einen schalen Schluck.

Sechs Uhr an einem Sonntagmorgen im abgenutzten Spätjanuar.

Sie holt tief Luft, stellt die Füße auf den Boden und erhebt sich. Schaltet den Wasserkocher ein und verschwindet im Bad, während das Brodeln immer lauter wird. Sie sitzt da und spürt, wie ihr Becken sich leert. Und dann wieder hinaus, mit der Spülung.

Sie verschiebt den Riegel, drückt die Fensterflügel auf und steckt den Kopf in den dunklen, gefrorenen Morgen hinaus. Die Luft riecht eiskalt. Das Fenster noch vor Tagesanbruch zu öffnen, ist ihr kleines Geheimnis. Es ist wie der Anfang eines Romans, oder vielleicht das Ende: Irgendwo hoch oben im College ging ein Licht an, ein Vorhang wurde beiseitegezogen und ein Fenster geöffnet. Weil alle noch schliefen, sah niemand, wie eine Frau mit Flechtfrisur den Kopf hinausreckte, tief einatmete und in den dunklen Garten blickte. Niemand sah, wie sie anmutig erschauerte und das Fenster wieder schloss.

Sie trägt den Teebecher und das Wasserglas zum Schreibtisch und schaltet die zweite Lampe ein, und sofort kommt das Zimmer zur Ruhe; Licht aus zwei Richtungen, das spricht für ein Beleuchtungssystem.

Auf dem Regal stapeln sich Bücher. Sie nimmt das oberste herunter – ein kleiner, roter Band mit Shakespeares Sonetten – und legt es mitten auf den Schreibtisch. Dreht sich um und schaltet abermals den Wasserkocher ein.

Sie hängt einen Beutel Pfefferminztee in den bereitgestellten Becher und wartet neben dem aufbrausenden Wasserkocher, bis der Hebel triumphierend in die Höhe springt. Sie hebt den Behälter an und positioniert die Tülle vorsichtig über dem Becher. In den nackten Füßen ein Kribbeln bei dem Gedanken, sie könnte etwas verschütten und sich verbrühen. Der Teebeutel steigt mit dem heißen Wasser in die Höhe, schaukelt, saugt sich voll und gibt seinen Geschmack frei.

Die Heizung wird vorläufig ignoriert. Das Zimmer soll kalt, dämmrig und vollkommen still sein. Am Thermostat wird sie erst drehen, wenn die Kälte alle angelegten Schichten durchdrungen hat, das Sweatshirt und die Strickjacke, die dicken Socken und die Fleece-Hausschuhe ebenso wie die hellblaue Decke, die im Laufe des Vormittags verschiedene Positionen einnehmen wird: strategisch um Hüfte und Oberschenkel gewickelt; abgestreift über der Stuhllehne, während sie sich das Frühstück macht; eng um den Leib gewickelt, nachdem sie eine Schale Müsli mit kalter Milch gegessen hat.

Nun denn. Ihr Blick wandert ruhig über den Schreibtisch und durchs Zimmer. Hat sie irgendwas vergessen.

Eigentlich möchte sie noch einmal das Fenster öffnen. Sie möchte wissen, wie genau sich das *kalte blaue Licht* anfühlt, sie möchte keine Phase der *langsamen Dämmerung* verpassen, des *widerwilligen Wintermorgens* ...

»Annabel, hör auf«, sagt sie sanft. Ihre weltliche Stimme erinnert sie daran, dass diese Sätze von nirgendwo stammen und für nichts die Verantwortung übernehmen. In ein paar Stunden ist es taghell, in der Ferne werden träge Glocken läuten, irgendwann werden auf dem Flur Türen geöffnet und geschlossen und die Leute werden ihren Sonntag beginnen, aber bis dahin kann sie hier sitzen und in aller Ruhe arbeiten, bis in den Vormittag hinein.

Sie schüttelt die Decke aus, wickelt sie sich um die Taille und nimmt Platz. Zieht das Lesezeichen aus dem Buch: Sonett 49. Für jene Zeit (käm je die Zeit heran). Für jene Zeit vergrabe ich mich hier. Für sie bedeutet *jene Zeit* ganz konkret *bis morgen Nachmittag*, denn dann ist das Essay fällig. Schon bald wird sie eine These aufstellen und mit Zitaten belegen müssen. Doch fürs Erste wird sie lesen, ganz ohne Eile, und nach einem Thema Ausschau halten. Sobald es sich einmal herauskristallisiert hat, muss sie zweckgebunden lesen, aber bis dahin kann sie einfach nur lesen.

Dies ist die Stille ohne Handy und ohne Computer. Beide Geräte sind ausgeschaltet und halten einen großzügigen Abstand zum Schreibtisch ein, damit sie ihr nicht so früh am Morgen das Denken kräuseln. Auf dem Regal stehen unverzichtbare und verzichtbare Bücher, ihre abgehefteten Notizen, Kaffee-Utensilien, eine kleine Teekanne und eine Tüte mit loseem Tee. Sie würde von sich behaupten, dass sie alles, was sie macht, sehr gründlich macht. Getrocknete Kamillenblüten in einem luftdichten Glas. An den Wänden keine Poster, nur einige kleine Drucke, wie sie in Italien an Touristen verkauft werden. Am Fenster ein winziger Kaktus – weißes, akkurates Stachelmuster auf grünem Fleisch – in einem von zu Hause mitgebrachten Übertopf.

Für einen ersten Eindruck kann man jedes Shakespeare-Sonett in einer oder zwei Minuten lesen. Für eine vorläufige Analyse braucht es fünf bis sechs Minuten. Die Schwierigkeit besteht darin, die Sonette auseinanderzuhalten. Offenbar heben sie einander auf: Plötzlich ist nicht mehr jenes gültig, sondern dieses. Sie verschmelzen zu einer Masse aus Merkmalen, Wendungen, Besonderheiten, Andeutungen, Vorwürfen und Ausflüchten. Besondere Stunde bringt besondere Gnade. Die leide Zwischenzeit sei Ozean. Auch schelt ich nicht der Stunde endlose Dauer. Wie die winzigen Rädchen eines großen Mechanismus rasten immer neue Bezüge ein. *Komplex* wäre eine passende Beschreibung, oder auch *ermü-dend*. Die kleinen, dichten Textblöcke. Wahrscheinlich hat er zum Schreiben viele Jahre gebraucht, aber sie soll sich nun innerhalb von zwei Tagen eine These aus den Fingern saugen und möglichst überzeugend beweisen.

Sie trinkt einen Schluck von dem warmen, klaren, bräunlichen Wasser; es schmeckt erbarmungslos gesund.

Letztes Jahr hat ihre Tutorin Sara, eine Mediävistin, ihnen geraten, sich so viele Stunden wie möglich mit dem Primärtext zu beschäftigen. Aber bitte ohne Stift in der Hand, zum Stift greift ihr nur, wenn es unbedingt sein muss, andernfalls eilt der Stift euren Gedanken voraus. Wenn es sein muss, könnt ihr den Blick vom Text lösen und zum Fenster hinausschauen. Versucht, euren Verstand auf einer einzigen Sache ruhen zu lassen. Konzentriert euch auf den Moment: *Ihr* lest diesen Text *jetzt*. Und ruft euch immer wieder in Erinnerung, dass er irgendwann von irgendwem *geschrieben wurde*.

Als sie später einem der älteren Studenten davon erzählte, sagte er: Was soll man erwarten, sie ist bestenfalls eine Phänomenologin. Das *bestenfalls* fand sie sehr interessant; sie notierte sich den Satz auf einem Post-it und klebte ihn über ihrem Schreibtisch an die Wand.

Jedenfalls verbringt sie nun Zeit mit den Sonetten, die eine bessere Gesellschaft sind als jeder Mensch; einer Daunendecke gleich schmiegen sie sich willig und fast gewichtslos an die Leserin an. Sie lässt die Sonette auf ihren Verstand einwirken, lässt sich voll und ganz auf ihre Haltung ein und macht sich kaum Notizen; sie liest einfach nur.

Auf einem anderen Post-it steht: Finde deine Grenzen und atme hinein, aber das war von einer Yoga-Lehrerin.

Sie blättert um und liest weiter. Zeit sticht ins Grün der Jugend ihre Spur und höhlt die Linie in der Schönheit Braue.

Sonett um Sonett um Sonett, alle im fünfhebigen Jambus. Er hat im englischen Kanon gewütet wie ein Virus, bis er den Leuten als das eigentliche, das *einzig*e Versmaß erschien, als die alleinige Möglichkeit sinnhaften Sprechens. Manchmal verlagert er ganz leicht sein Gewicht, um sich den Gegebenheiten anzupassen. Ihr Blick wandert zu den Anmerkungen: Klage über die Vergänglichkeit der Zeit.

Dieser Mann. Sie versucht, ihn sich sitzend an einem wie auch immer beschaffenen Tisch vorzustellen. Er sinniert. Seine Feder ist gespitzt. Oder vielleicht ging er pfeifend in Southwark spazieren und ließ die Sonette in seinem Kopf Gestalt annehmen. Den ganzen Tag auf der Bühne stehen, unbekümmert Geschäftsentscheidungen treffen, dem Schauspielkollegen lachend eine Hand auf die Schulter legen, einen Schluck Ale trinken, du hast recht, ich werde die Szene überarbeiten usw. Und währenddessen staut sich in seiner Brust die Besessenheit an und zerfrisst ihn von innen. Schnell nach Hause. Alles zu Papier bringen. Und eben Argwohn ist der Schöne Zier. Warum ist neuer Pracht so bar mein Sang. Meine Liebe heißt mich wachen. Kein Mittel gibt es wider diese Fehle, die in mein tiefstes Herz sich eingesenkt.

Vierhundert Jahre später, und sie liest weiter.

Ihre Lippen stoßen gegen den schlaffen, schweren Teebeutel. Sie neigt den Becher vor und zurück, um den restlichen Tee am Beutel vorbei zu trinken. Anschließend steht sie auf und schaltet noch einmal den Wasserkocher ein.

So beginnt sie den Tag, mit nichts als Pfefferminztee und Wasser; die flüssige Schicht in ihrem Magen ist eine Arbeitsgrundlage. Später kommen Samen, Nüsse, Müsli, Banane und Milch hinzu. Zuletzt der herrliche Kaffee, der ganz eigene Reaktionen nach sich zieht. Sie hat es mit Joghurt versucht, der sich aber nicht mit dem Kaffee vertrug und ihr Magenkrämpfe bescherte. Gebutterter Toast mit Kaffee ist ein besonderes Vergnügen, führt aber manchmal ebenfalls zu Magenkrämpfen. Vor ein paar Wochen haben sie es in Bridgets Zimmer gewagt, Croissants mit Butter und Marmelade zu essen und dazu starken Kaffee zu trinken. Hinterher hatte sie so schlimme Magenschmerzen, dass sie zwei Stunden im Bett liegen und Brennnesseltee trinken musste. Kaffee ist zweifellos ein Problem, wundersamerweise aber auch die Lösung.

Das Mittagessen, mit Kräutern und Hülsenfrüchten angereicherte Rohkost, spielt in ihrer Ernährung die wichtigste Rolle. Abends isst sie im Speisesaal des College, danach geht sie sofort hoch und verrichtet ihre Notdurft. Es läuft immer gleich ab; anscheinend liegt es an irgendwelchen Zusätzen im Essen; nie geplant, aber immer unausweichlich.

Ihre kleinen Regeln – keine Äpfel nach dem Essen, Kaffee nie auf leeren Magen – sind vermutlich nur der Anfang. Demnächst wird sie auf Schweinefleisch verzichten; viel zu fettig. Und auf Wein, weil er zu schwer ist und zu süß. Doch sobald sie etwas aufgibt, sieht sie sich prompt mit etwas Neuem konfrontiert, das ihr plötzlich unvertretbar erscheint, fast so, als machte Rücksicht auf ihre Empfindlichkeiten sie umso empfindlicher.